

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Am Morgen des 13. Juli 1853 in Oldenburg

Rennenkampff, Karl Jacob Alexander von

[Oldenburg], [ca. 1853]

urn:nbn:de:gbv:45:1-5476

Ge. IX B

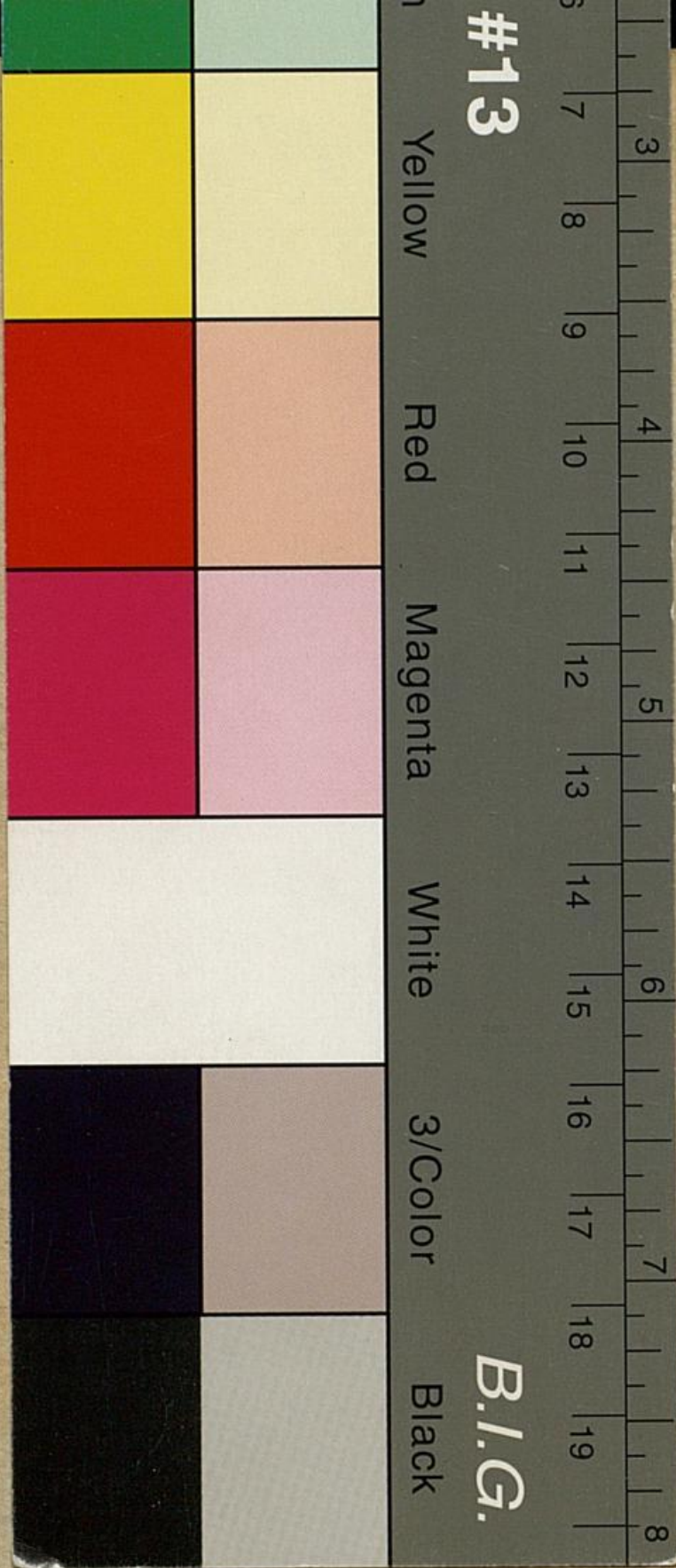
173





Geschicht. IX.

B



#13

Yellow

Red

Magenta

White

3/Color

Black

B.I.G.



Rammantkämpf, A. v.

Am

Morgen des 13. Juli 1853

in Oldenburg.

Selbstgespräche.





Der 13. Juli 1853.

Blau wölbt sich der Himmel über die grüne Erde, warm gießt aus strahlender Sonne sich das Himmelslicht herab auf die festlich geschmückte Flur sie liegt so still und feierend da! das geringste Geräusch, das Summen der Bienen gelangt unwillkürlich an's Ohr, um so heller durchbrechen die Töne der steigenden Lerche die Stille. Die Eiche verbreitet ihren wohlthätigen Schatten, die Rose des Gartens beginnt die Knospenhülle zu brechen und dem Lichte den Zauber ihrer Schönheit zu öffnen. Es ist eben ein Julimorgen wie fast jeder andre, namentlich des dreizehnten, dessen ich mich viele Jahre



zurück, in verschiedenen Himmelsstrichen erlebt, gar wohl erinnere.

Eine eigne Reizbarkeit ergreift zu Zeiten den Menschen im Vollgenusse aller Wesen um ihn; wo alle Creatur aufzujuchzen scheint, kann der Trauernde im unbewachten Moment sich verlegt fühlen daß seinem Kummer gegenüber alles ist und bleibt wie immer und in der großen Harmonie der Natur mit der Stimmung seines Gemüthes nichts übereinstimmt. „Unfühlend ist die Natur“ sagt darum der Dichter. Der nächste Moment der Bestimmung überzeugt aber auch den Tiefbewegten von der Unbedeutendheit, nicht des Menschen in der Natur, aber seines flüchtigen Erdendaseins gegenüber der Ewigkeit der Schöpfung, deren unwandelbare Gesetze mit Geisterschritt über uns dahin wandeln.

Vor einem Duzend Jahren etwa hieß es in einer damals in Oldenburg existirenden Zeitschrift:

„Es giebt wohl noch in Oldenburg Greise, die sechzig und siebzig Jahre zurückdenken und sich der Zustände des Herzogthums und der Stadt erinnern, als sie noch vernachlässigte, tief verschuldete Provinz und Verbannungsort eines überseeischen Königreichs waren. Vor Kurzem lebte noch unter uns ein Greis, der mit großer Wärme in seine Jugend und Kindheit sich zu versetzen liebte und mit lebhaften Farben ein treues Bild jener Zeiten darzustellen wußte. So abschreckend dies Gemälde ist, so bewundernswürdig ist davon der Abstand des gegenwärtigen Zustandes Oldenburgs in so kurzem Zeitraume geworden. Seit siebzig Jahren hat freilich fast ganz Deutschland ein andres Ansehn erhalten und vielseitig Fortschritte gemacht; den meisten Ländern und Städten war es leicht; sie durften nur im Strome der Zeit, der seine Bedürfnisse und Vorstellungen herbeiführt, sich willig gehn lassen;



sie waren schon Etwas, oder waren schon Vieles, Großes und konnten mit vielen und großen Mitteln noch weit Größeres ohne Anstrengung werden, Größeres zum Theil als sie geworden sind. Aber ein ausgesogenes, tief verschuldetes, von mächtigen Nachbarn eingeschlossenes und vielseitig behindertes Ländchen, was kann das werden? wo die Mittel finden empor zu kommen, unbelastet, schuldenfrei, wohlhabend, zufrieden und dankbar zu werden und in Intelligenz jeder Forderung der Zeit zu genügen? Dennoch, ohne großsprecherische Publicität, in aller Stille, in dem kurzen Zeitraume von 57 Jahren ist Oldenburg das geworden. Ihr, die ihr das Heil der Menschheit in der Volkssouverainität sucht, in constitutionellen Staatsformen und durch diese zur Erhebung des Bewußtseins des Volks, in dem vielleicht kein einzelner versteht, womit ihr ihn beglücken wollt, ihr, die ihr die Worte liberal und

Liberalität aus ihrer großen, ihrer edeln Bedeutung in das Schibolet einer Volksparthei verkehrt, die in Feindseligkeit und Unfrieden selten Gutes, meistens sehr unnöthig Partheihaß und gefährliche Mißverständnisse bewirkt — sagt mir doch, wodurch ward denn Oldenburg was es ist? durch Volkssouverainität? Nein! Durch die rein menschliche, väterliche Sorge und Mühwaltung zweier edler Männer, die wir Oldenburger kennen und dankbar verehren.“

Der Großherzog Paul Friedrich August, heute vor siebenzig Jahren eingetreten in die Laufbahn des Erdenpilgers, hat sie bereits am 27. Februar beschlossen. Edel-Menschlich, wie sein ganzes Wesen, war auch sein Hinscheiden am sonnig-stillen Morgen, sein Scheiden aus unsrer Welt der Erscheinungen in ein Dasein hienieden unlöslicher Räthsel. Auf seinem lieben verehrten Anlitze war der Ausdruck eines Morgenroths stiller Heiterkeit



verbreitet, ich weiß nicht, soll ich's mit heitrrer Ueber-
raschung bezeichnen oder mit bestätigter Zuversicht,
einer Bestätigung an die keine irdische Erkenntniß
reicht. Welche Wohlthat uns Nachgebliebenen die
Erinnerung dieses Anblicks!

Der 13. Juli! Vorm Jahre, in jedem Jahre,
in wie festlich=freudiger Stimmung erwachten wir
am Morgen! gestärkt von der Ruhe fühlten wir
uns erhoben, zu würdiger Feier des Festes. Unge-
rührt konnte Keiner ihm mit Glückwünschen begrü-
ßend nahen, von dem Ausdrucke reinsten Menschlich-
keit in der gütigen Anerkennung aller Liebe um ihn
her. Heute! heute ist es freilich anders! Was hät-
ten wir heute, das unsre Wehmuth zu sänstigen
vermögte? wenn es nicht wie der Segen seiner
Liebe wäre, daß er uns den geliebten, würdigen
Sohn und ihm seine Tugenden hinterlassen hätte,
der mit uns um ihn trauert. Wir, die Eingebornen

eines leicht übersehbaren Ländchens, wir wissen gar wohl wie uns die Vorsehung gesegnet, als sie in dem jüngern Bruder eines jüngern Sohnes, in dem unvergeßlichen Herzoge Peter Friedrich Ludwig, die Wurzel unsers Regentenstammes pflanzte. Bossuet, in einer seiner berühmtesten Grabreden, erhebt den menschlichen Seelenadel, die sittliche Güte des Fürsten, über alle andern Regententugenden und vergleicht sie der wohlthätigen Quelle, die auf den Markt des Landes geleitet und erhoben ist, um ihre Wohlthat allgemein zu verbreiten.

Kayser Alexander I. von Rußland zeichnete unter seinen nächsten Verwandten durch Liebe und Vertrauen den Erbprinzen August von Oldenburg besonders aus. Ihm vertraute er die Grundlage zu Erreichung seines Lieblingswunsches, Einführung persönlicher Freiheit in seinem weiten Reiche. Er kannte ihn genau. Die edle Kaiserin Elisabeth,



seine Gemahlin, hörte ich einst im engern Kreise äußern, wie der Kaiser wiederholt habe, daß des Erbprinzen schneller, treffender Verstand und seine gründlichen Kenntnisse alle Anerkennung verdienen und nur übertroffen werden könnten von seinem reinen edeln Herzen, seinem hochsittlichen Charakter. — Kaum aus Frankreich und England zurückgekehrt im Jahre 1814, Militair- und Civil-Oberbefehlshaber des Herzogthums Estland, an der Spitze einer Commission zur Ausarbeitung eines Verfassungs- und Gesetzbuches für die künftige freie estländische Bauerschaft, war es der Erbprinz von Oldenburg, der auf dem Landtage der estländischen Ritterschaft in Reval auftrat und dieselbe mit den Anfangsworten seiner Rede so begrüßte: „Es ist mir ein ungemein erwärmendes und erhebendes Gefühl, ich ein Deutscher, hier, zu deutschen Männern das Wort des Vertrauens zu nehmen.“ Aller Augen

sah ich glänzen, ihr Ausdruck verrieth das lebhafteste Herzklopfen Aller. Es war unter der Regierung des wenige Jahre darauf schon hingeshiedenen, regierungsmüden Kaisers.

So war er ein Deutscher, so ein Oldenburger, weil er ein Mensch im höhern Sinne, ein gefürsteter Mensch war. Da sind wir in Deutschland! rief er mit innigstem Behagen, als wir die Grenze des russischen Reiches hinter uns ließen. Jedesmal bei Rückkehr einer Reise, auch nach nur geringer Abwesenheit, spähetete er unruhig, zumal Nachts, nach der Grenze seines lieben Oldenburgs, und freudestrahlend rief er dann aus: da wären wir denn glücklich zu Hause! — Wie kannte er denn aber auch dieß „zu Hause!“ Ihr meint vielleicht, ein kleines Ländchen ist gar leicht in seinen Details zu kennen. Ein andres ist aber doch das Auge der Liebe, dem nichts entgeht, ein andres das Auge des



gnädigen Herrn, der mit kühlem Wohlwollen seine Land über sieht. Wie viele dieser Augen des einen und andern Blickes gab es von je her im vielherrigen Deutschland? Ein alter, rüstiger, sehr geachteter Amtmann kehrte einst aus Oldenburg zurück, wo ihn der Erbprinz über die Zahl der Feuerstellen in einzelnen Gemeinden seines Amtes und über gewisse Hölzungen und ihre Lage berichtigt oder ihm widersprochen hatte. Verdrießlich klagte er daheim seinem Auditor, wie denn er nicht das besser wissen müsse, der im ganzen Lande den Ruf habe die umsichtigste Thätigkeit und offensten Augen fürs Amt zu haben. Sofort begab er sich an Ort und Stelle und, siehe da! fand sich im Irrthum. Ein Amtsbruder, der ihn über seine fortdauernde Verwunderung über die detaillirte Kenntniß des Landes des jungen Erbprinzen auslachte, bemerkte ihm: das ist vielen unter uns Amtmännern eben so gegangen, seid nur still!



Ich weiß nicht wie es zugeht an diesem stillen sonnigen Sommermorgen! Wie die Bienen in Menge unordentlich auf den Blumenbeeten um mir her sich durcheinander drängen, so drängt sich die Fülle der Erinnerungen aus der Erbprinzenzeit in bunter Unordnung in mir zu! Und doch, wie läßt sich denn alles sagen was aus der Vergangenheit auftaucht, so unwillkürlich durchbricht weil es muß, und doch dem hochverehrten Hingeshiednen so persönlich eigen angehört, daß Niemand ein Recht darauf hat es zu verbreiten und ich gegen Treue und Gewissenhaftigkeit zu verstoßen fürchten müßte, wenn ich's laut werden ließe, so gern ich's in alle Lüfte verbreitete, damit ihn Jeder kenne wie ich!

Treue und Gewissenhaftigkeit! Ein Bild aus der Vergangenheit stellt diese erhabnen menschlichen Tugenden in leuchtenden Farben dar. Es war ein Morgen, warm und heiter wie der heutige hier, in

Pawlowsk, wo die Kaiserin Mutter, die hochedle Mutter Alexanders und Nicolaus, einige Wochen ihren Hof hielt, umgeben von einem der reizendsten, blumigen Parks Europas. In früher Stunde war er gänzlich einsam, ein langer Spaziergang hatte uns bereits warm und müde auf dem Heimwege gemacht, neben uns zur Seite lag unser Weg, zu dem wir kaum zehn Schritte auf dem Rasen brauchten, wogegen mehr als eine Viertelstunde auf dem weithin geschlängelten Wege zu dieser Stelle. Ich machte diese Bemerkung und empfahl die erwünschte Abkürzung. Nein! hieß es: Meine Tante liebt nicht daß man auf dem Rasen gehe! — Das ist doch zu unbedeutend, um noch nach 39 Jahren in der Erinnerung festgehalten zu werden und vielmehr ein Zug von Pedanterie! wird Mancher meinen. Wo es aber ein schwaches aber sprechendes Bild der ganzen Gesinnung des Mannes, ein Ausfluß des

innersten Wesens ist, das sich immer und überall und unter allen Umständen gleich blieb, da ist es die deutliche Bezeichnung eines hochwichtigen Großen. Und die Pedanterie darin! O! wohl dem Lande, dessen Regent in Treue und Gewissenhaftigkeit pedantisch erscheinen kann dem großen Haufen der Weltmenschen, der einen andern Maßstab in Beurtheilung der Dinge hat, als die sittliche Bedeutung des Menschen und des Fürsten!

An einem der vielen, vielen Tage in Oldenburg, an denen zu zwei Couverts gespeiset, kaum zehn Minuten bei Tafel zugebracht und zwei, drei Stunden nachher im Auf- und Nieder-Gehn alles besprochen ward, was einem gemüthvollen, denkenden und kenntnißreichen Manne, wie mein lieber Herr es war, anziehend sein konnte, kam auch einst eine Angelegenheit zur Sprache, die dem Erbprinzen persönlich von größter Bedeutung war und den wesent-



lichsten Einfluß auf seine Lebensruhe zu haben schei-
nen mußte. Es stellten sich ihm Hindernisse in den
Weg, Forderungen wurden an ihn gemacht, so über-
trieben, so einseitig und hart, mit so wenig Rück-
sicht auf die Abhängigkeit eines Erbprinzen, zu denen
er sich doch für die Zukunft verpflichten sollte, daß
sie mir unbegreiflich waren, da ich doch die gegen-
seitigen Gesinnungen als die besten und ehrenhafte-
sten zu achten gewohnt war. Lebhaft erwärmt von
Theilnahme, sprach ich meine Bedenken aus und
glaubte mich überzeugt zu halten, daß man jenseits
sich bereitwillig fügen werde, bei der Kenntniß seiner
Persönlichkeit, wenn er im Allgemeinen, aber mit
pronuncirtem Ernste, nach Darlegung aller Hinder-
nisse und Ungewisheiten in der Zukunft, verspräche:
alle Bedingungen zu erfüllen, so weit es ihm die
Umstände möglich machten und freie Disposition zu-
ließen. Mit großen Augen sah mich der Erbprinz

an und äußerte daß ihm eine so allgemein hingeworfne Zusicherung, bei aller Deutung die man dem Worte möglich in Zukunft geben könne, so positiven Forderungen gegenüber, doch nicht ehrlich sei; daß selbst indirect Erwartungen erregen, die man mit Sicherheit zu erfüllen nicht voraussetzen könne, den Künsten des Advocaten vielleicht erlaubt sei, der gewissenhafte, redliche Mann sich aber doch nicht erlaubte, am wenigsten wenn sein wesentlicher Vortheil im Spiele sei und man dem Verdachte gegen sich selbst nicht entgehen könne, sich eine wissentliche Täuschung erlaubt zu haben. — Wie viele Männer so hoher sittlicher Würde mag hienieden die Sonne wohl bescheinen?

Vor einem Jahre erst besuchte mich ein edelgesinnter Mann, der Gesandte einer fremden Macht, mein vieljähriger Freund. Er hatte so eben in einem mehrstündigen Gespräch mit dem Großherzoge, diesen



mit Aufbietung aller diplomatischen Künste zu der Einwilligung in eine Angelegenheit, wie es in seiner Berufspflicht lag, vergebens zu bewegen gesucht. Ich komme vom Großherzog, den ich freilich noch nicht habe von meinen Gründen überzeugen können, sagte er mir, aber meine Bewunderung des Herrn ist so groß, daß ich nicht umhin kann, meinen Gefühlen Worte zu geben. Eine so großartige Redlichkeit ist mir in meiner reichen Laufbahn noch nicht vorgekommen. Nie sprach er in seinem eignen Interesse, nie zu seinem Vortheil, immer hatte er nur die Sache an sich scharf im Auge und verfocht sie wie die eines dritten und immer mit den ehrenhaftesten, edelsten Gründen u. s. w.

Wahrheit! Wo ist der Mann, der nicht von Jedem, wer er auch sei, als sein unveräußerliches Recht, Anerkennung seiner unbedingten Wahrheitsliebe forderte! und wie viele vollkommen wahrheits-

liebende Männer giebt es denn! Wie groß sind in den Eventualitäten des bunten Menschenlebens die Verleitungen zu Umgehung der Wahrheit! ja wie unendlich Viele giebt es, deren öffentlicher Beruf ihnen Umgehung der Wahrheit zur scheinbaren Nothwendigkeit macht, ja zur Pflicht zu machen scheint, indem sie höhere Ansprüche an sich, wichtigere Forderungen einer mißverstandenen Sittlichkeit, als die Wahrheit, in dringenden Fällen anerkennen! Wie oft habe ich dagegen mit hochachtungsvoller Rührung den Erbprinzen, in den bedenklichsten Fällen, als den entschiedendsten Mann der unbedingtesten Wahrheit sehen müssen, wo Niemand seinen sittlichen Muth wahrnehmen konnte, als wer neun und dreißig Jahre lang ihn zum Vorbilde hatte und ihn als ein solches unwillkürlich beobachtete. Und wo er in einzelnen Fällen ein abbrechendes Schweigen im Gespräch oder der Correspondenz dem Ausdrücke seiner



Gefinnung vorzog, da war es nur immer da, wo die gemeinste Klugheit es unbedingt forderte. Wie wäre denn hier eine sittliche Größe noch zu verkennen, wie die allerwenigsten Menschen sie erreichen!

Ganz besonders wohlthätig im höhern Sinne dem ganzen Lande ist das Beispiel äußerer Reinheit der Sitten im privaten Leben von Seiten des Landesherrn und seiner Familie. Wer das noch nicht bedacht hätte, müßte es in Oldenburg an Hof und Stadt und Land um so auffallender erkannt haben, als eine solche Ordnungsmäßigkeit und der Ruf einer vollkommenen Sittenreinheit in der leicht verläumderischen Kleinstädtereie selten ist. Er läßt sich nicht erzwingen, dieser gute Ruf, nicht erheucheln in der kleinen Stadt, er muß wahr und wohl begründet sein, denn hier sehn die Augen im Finstern, auch was nicht da ist und alle Zungen sind astlose Glocken. Den Ruf der Sittenreinheit hat

aber das Oldenburgische Haus, so lang es als solches regiert, und mit ihm das kleine Land mehr als jedes andre. Aus ihm fließt dann mehr oder weniger der Geist der Gesetzmäßigkeit in allen Lebensverhältnissen, die Verbrechen, Diebstähle u. s. w. sind seltener im Vergleiche mit andern deutschen Landen, so aber auch die Armuth als Quelle so mancher Unordnung. So wie in geometrischer Progression verbreiten sich die gesegneten Früchte der Tugenden eines edeln Landesherrn! O wären sie doch allgemeiner!

Dieser Reinheit der Sitten ist der Sinn für Häuslichkeit nahe verwandt. Er ist wirklich ein eigener Sinn oder ein Trieb, zu dem unsre Lebensbedürfnisse, unsre ausgebildeten Gewohnheiten sich vereinigen müssen. Er läßt sich sogar unabhängig von der Familie denken, wenn gleich er da seltner ist. Der Erbprinz war mit diesem Triebe gesegnet



und der Großherzog war es doppelt. Nur drei Jahre lang war der Erbprinz mit jeder seiner beiden ersten Gemahlinnen vermählt. Er hatte früh die Pein der Flammen kennen gelernt, durch welche eine allweise Vorsehung die höhere Herzens- und Geistes-Bildung des Menschen fördert.

Wer Prinzessin Adelheid näher gekannt hat, könnte sie je vergessen! Unter der Aufsicht einer überzärtlichen Mutter, in unbedingter Freiheit und kindlicher Unbefangenheit war sie groß und schön geworden und kaum siebenzehn Jahre alt als sie sich vermählte; ein Alter in dem die reifere Bildung, die Erziehung für Haus und Welt, noch kaum beginnt. Diese lebhafteste, lebensfrohe, strahlende junge Prinzessin besaß einen Willen, einen Ernst in der Herrschaft über ihre Neigungen und Triebe, wie man sie selten bei Männern reifern Alters antrifft und sie wahrlich nicht bei jungen Mädchen sucht. Kaum

zu dem Bewußtsein der Würde der menschlichen Pflichten gelangt, übte sie sie aus, ohne Zwang, ohne Schwanken, ohne Mühe, mit einer Freiheit und Leichtigkeit, die ihr heitres, strahlendes Wesen, vielleicht in dem Bewußtsein ihrer Fortschritte menschlicher Würde, noch erhöheten. Was ist der Mensch ohne dies Bewußtsein! der gebildetste, sittlich reine, edle Mensch, läßt er sich ohne dasselbe denken. Er selbst wäre noch nichts, im Vergleiche mit dem wenig geistig Gebildeten, dem aber das immer besser werden, im Fortschritt seiner Veredlung leben, eine Gewissenssache wäre. Wer klagt nicht über die Kürze des irdischen Daseins! Wie hast du es aber benutzt? bist du etwas geworden? Hast du im dauernden Fortschritt deiner Veredlung gelebt? Und hast du das nicht, so war dein kurzes Leben viel zu lang. Prinzess Adelheid hat in drei kurzen Jahren ein schönes Menschenleben durchwandelt. Ich hörte sie

einst sagen: Man sollte vielleicht nicht geistige und moralische Bildung so scharf trennen, die erstere ist ja so nothwendig, der letztern recht bewußt zu werden und in ihr fortzuschreiten.

Sie hat ihrem Gemahle zwei lebenswürdige Töchter hinterlassen, die glänzende Königin von Griechenland, die Gelegenheit hatte zu zeigen, daß eine schöne, lebensfrohe Frau von einem Geiste besetzt sein kann, der sie zur Herrschaft eines Volkes eignet, das den Culminationspunkt der Civilisation noch in Aussicht hat — und die Herzogin Friederike ganz eigens ihrem Vater hinterlassen, seiner Pflege, seinem Troste, seiner Erheiterung und seiner Stütze, auf der seine Liebe, sein Vertrauen, seine achtungsvolle Dankbarkeit mit der höchsten Befriedigung ruhen konnte, in den Lebensjahren in denen diese höhere Ruhe ein unabweisliches Bedürfniß des Greises wird. Sie hat diese Aufgabe vollkommen

gelöset und nicht sowohl eine Aufgabe, der Beruf ihrer tief innersten Seele war sie ihr, ein Beruf der Liebe, wie er nur hier Erfüllung finden konnte und auf die rührendste Weise erfüllt und andererseits erkannt ward. Diese Tochter war dieses Vaters ganze Häuslichkeit. Ob eine andre Tochter es einem andern Vater zu sein vermocht hätte?

Mit Prinzessin Ida von Anhalt zog die reinste Seelengüte selbst, in einer Gestalt und einem Ausdruck, wie Raphael seine Madonnen malte, in's Haus des Erbprinzen ein. In diesem Geiste waltete sie im Hause, das Jeden mit der Heiterkeit einer höhern Ruhe, wie Seelenfrieden ansprach. Sie segnete Haus und Land, schenkte uns unsern jungen Großherzog und kehrte wieder heim von wo sie herabgestiegen zu sein schien.

Später noch vermählte sich der Großherzog mit einer ihm verwandten Prinzessin des alten Schwe-

denhauses, die doch mehr als zwölf Jahre lang die Zierde des Großherzoglichen Hauses, das Glück und die höchste Befriedigung ihres so viel älteren Gemahles war. Was nur immer von dieser hochedeln Frau mir die Erinnerung in lebhaften Farben wiederbringt, es ist in den wenigen Worten enthalten, die am 22. Junius in Oldenburg 1844 in jener Zeitschrift enthalten waren. Ich lese sie mir heute wieder vor, sie sind noch dieselben, ihre Wahrheit für immer dieselbe geblieben. Auch sie ward aus dieser Welt der flüchtigen Erscheinungen abgerufen, in dem Augenblicke als sie uns einen fröhlich-gedeihenden Sprossen des Oldenburgischen Fürstenhauses schenkte, den hoffnungsvollen Prinzen Elimar.

Wie in der Einsamkeit angerufen und ungezügelt die Erinnerungen in uns auftauchen, so erscheinen unter ihnen je zuweilen Gedanken der befremdendsten Art, die uns bedenklich machen können.

So widerfährt mir grade jetzt, da ich den Kreis des hier Ausgesprochenen in einen Rückblick fasse, daß ich mich frage: Wie ist es denn? träume ich oder waltet ein fesselnder Zauber über mir, der der Vergangenheit nur ein Rosenlicht leiht? Welche Fülle menschlicher Vortrefflichkeit über einen Mann, über ein Haus ergossen, ein Bild voll Licht und ohne Schatten ist kein Bild! deine Erinnerungen sind ein Pinsel ohne Farben — wie! ist denn eben das Licht nicht die Quelle aller Farben! vermöge nur das Licht zu sehn! — Genug! denke den vollendetsten Schmeichler, unbekümmert um die Wahrheit seiner Aussagen, mit dem festen Vorsatz, alle menschlichen Tugenden zusammen zu häufen, wie sie noch nie gefunden worden, könnte er ihr Bild anders zeichnen als es dir hier vorschwebt? — Sei es wie es immer ist! prüfe jeden Satz, jedes Wort, und kannst du keins der Wahrheit näher bringen



als es ausgesprochen ist, so gestehe daß ein Segen sittlicher Größe auf dem hochedeln Hingeshiedenen ruht und sich von ihm aus auf seine Angehörigen verbreitete, wie er selten, höchst verdienstvoll ist, aber dich nicht zur Ungerechtigkeit verleiten darf gegen das Verdienst Anderer, das mehr oder weniger unbeachtet blieb.

Dies ist aber in und vor der Menschenwelt, wie sie nun einmal ist, der Fälle gemeinster. Was sieht und erkennt denn die Welt an einem vorzüglichen Menschen? was sucht und will sie an ihm finden? Sein sittliches Maß, sein Gewissen, seinen Willen, seine intimste Gesinnung, die nicht dem flüchtig schweifenden Blicke vorliegen? Ach nein! dazu ist man immer zu vielseitig beschäftigt. Wir sind Alle arme Sünder. Jeder hat seine Fehler und Gebrechen, auch der Vorzüglichste, denn er ist ein Mensch — laßt uns sie suchen! Den Baum

erkennt man an seinen Früchten! Laßt uns sie zählen! Da werden denn die sogenannten Früchte, die ins öffentliche Leben hinausgetretenen Erscheinungen, die sogenannten Thaten erzählt, nach Krämergewicht abgewogen, nach sehr verschiedenem Maße gemessen, denn Jeder hat sein eignes Maß, oder das seiner Parthei, der vielgestaltigen in unsrer modernen Weltgestaltung. — Versuche es aber, habe Liebe, Dank und Achtung für einen Menschen, weil du mußt, beobachte ihn viele Jahre lang, finde ihn immer consequent denselben und frage dich am Ende seiner irdischen Laufbahn, wie sein Bild in der Erinnerung vor dir lebt — da wird nicht mehr die Liebe und die Achtung was zu verschönern haben, sie wird nur gerechter sein können weil sie ihn beobachtete, besser kannte, sein Leben als ein Ganzes zu übersehn vermag.

Wenn schon der Natur der Sache nach die vorzüglichen Männer, in jeder vor der Welt leuchten-

den Rücksicht vorzüglichsten, selten sind, so sind die sittlich durchgebildeten, die Edeln, Reinen in der sich immer gleich bleibenden Gesinnung, die es nicht zu irgend welchen Zwecken, die es sind weil sie's ihrem ganzen Wesen nach sein müssen, wahrlich die seltensten. Von diesen Seltensten Einer war der Großherzog von Oldenburg. — Gewiß gab es deren unter den Fürsten nah und fern, wenn auch nur sehr wenige. Wie kommt es denn daß sie so wenig bekannt wurden? An Beobachtern, an Beurtheilern fehlt es doch Fürsten und Regenten am wenigsten. Aber was beobachten und beurtheilen sie an ihnen? Die Würde des Menschen etwa? Die Quelle der Regententugenden? Erkennen sie nur diese Quelle als diejenige an, aus der sich der Segen verbreitet, der dauernd über Land und Volk sich ergießt? — Wenn schon die großen edeln Männer und Fürsten, seien sie auch wenig dankbar

gewürdigt, die seltensten auf Erden sind, so sind ihre Beobachter und Beurtheiler aus dem richtigen Gesichtspunkte vielleicht noch seltener.

Meinen unvergeßlichen Herrn zu beobachten bedurfte es keines Scharffsinns, keiner Künste! ja nicht einmal der Absicht beobachten zu wollen. Einfach, bescheiden, offen, heiter lag sein innerstes Wesen, rein und deutlich ausgeprägt vor dir, es bedurfte nur des offenen Auges und des natürlichen Blickes das Große, Edle in der Einfachheit seiner Aeußerung zu erkennen. Man mußte ihn in seinem Sommeraufenthalte, zu Rastede, seinem Geburtsorte sehn, im Schlosse, in den Parks, die heiterste Stimmung, die er Allen mittheilte, die Güte mit der er den lebenswürdigen Hausherrn machte, ja oft für die Unterhaltung des Einzelnen besorgt war, so ungezwungen und natürlich in freier Anregung wie das physische Leben des Menschen selbst — hier mußte

man ihn sehn um die wahre Fürstenwürde in der veredelten Menschlichkeit zu erkennen.

Er liebte den Garten und den Genuß der Natur im Freien und hatte seinen Geschmack für jenen in seiner Jugend bereits, während eines längern Aufenthalts in England, eigenthümlich ausgebildet. Es entsprach derselbe wesentlich der Heiterkeit seines ganzen Wesens sowohl als dem ganz eignen Arbeitstriebe, der keine Stunde des Tages unbenutzt lassen konnte, wenn dagegen die Stunden des Abends dem Bedürfniß der Geselligkeit dienten. Er hatte seine Jugend der Erwerbung der gründlichsten und vielseitigsten Kenntnisse mit jener Lebhaftigkeit gewidmet, mit der er Alles ergriff, aber in der Richtung seiner Zeit, in der es gerade nicht Naturwissenschaften waren, die man der Aufmerksamkeit eines Erbprinzen angemessen hielt. Aber wie er nur im Fortschritt geistiger Bildung seiner ganzen Richtung

nach leben konnte, lag ihm die hohe Bedeutung des Weltalls eben so nah im tiefern religiösern Sinne als in der Unendlichkeit seines wissenschaftlichen Stoffes und er blieb in Würdigung der Wissenschaften der Natur nicht zurück, wenn gleich im Studium derselben einen Anfang zu machen ihm weder eine früher geweckte Neigung noch die spätern Regierungs-Geschäfte erlaubten, die zumal bei Regenten kleiner Staaten, in der Lust am eignen Arbeiten, sich um so mehr anhäufen.

Mit lebhafter Theilnahme ließ er sich den Winter hindurch, wenn nicht Hindernisse eintraten, von einem gelehrten und sehr geschickten Experimentator Vorlesungen in Chemie und Physik geben, zu welchem Zweck sich nach und nach ein eignes physikalisches Cabinet angesammelt hat. Nicht minder schmückte er seine Residenz mit einem Naturalien-Cabinet, mit Alterthümer- und Münzsammlungen,



und bereicherte die Sammlung der Gemälde des XVI. Jahrhunderts und die Privatbibliothek und das Kupferstichkabinet seines Vaters, während eine wohl-dotirte öffentliche Bibliothek das Land mit Bildungsmitteln versieht. So schmückte er das kleine einsame Oldenburg zu einem heitern und befriedigenden Aufenthaltsorte aus, indem er seinen Geschmack walten ließ.

So durch große edle Eigenschaften vorbereitet, ist Paul Friedrich August aus diesem flüchtig dahinfließenden Erdenleben hinausgeschieden in jene unbekannte Ferne, in der gewiß nur Großes, Edles seiner wartete, wohin? wir wissen's nicht, aber gewiß nicht aus des Vaters Augen!

1844.

3*



1844



Der 22. Junius in Oldenburg 1844.

Cäcilie, Prinzessin von Schweden, war eine seltene Erscheinung, die in unbewußter, tiefer Bescheidenheit sich unwillkürlich dem Auge und dem Licht der Welt zu entziehen eine Neigung hatte, wie alles Wirkliche, dessen Wesen der Schein fremd ist. Schon in ihrer Kindheit erkannte man die Keime der Tugenden, die sich später naturgemäß, unter der Pflege ihrer vortrefflichen königlichen Mutter entwickeln sollten. Gehorsam, entgegenkommende wohlwollende Freundlichkeit, Vertrauen und unbedingte Wahrheit waren diese Keime, die köstliche Fassung des reinen Demantes ihrer Unschuld. Ihre



Jugend war dabei nicht die heiterste; sie hat die geliebte Mutter, die Liebe und Güte selbst, öfter Thränen vergießen als ohne Wehmuth lächeln gesehen. Ihren Vater kannte sie kaum. Das düsterste Verhängniß waltete über ihm; dennoch, wo jedes andre Licht sich ihm verdunkelte, blieb er sich der ritterlichen und höhern, reinern Ehre stets bewußt und verleugnete sie nie. Friede sei mit der Asche des hohen Unglücklichen!

Nach dem Tode ihrer Mutter lebte Prinzessin Cäcilie unter dem Schutze ihrer Großmutter, der Markgräfin von Baden, auf dem Schlosse zu Bruchsal. — Hier war es, wo in dem verhängnißvollen Jahre 1830 der Großherzog von Oldenburg, unser Gnädigster Herr, bei einem halbstündigen Besuche bei der Markgräfin, Prinzessin Cäcilie und ihre unvermählt gebliebene Frau Schwester, Prinzessin Amalie, zum erstenmal sah, aber

auch eben nur sah. Es ist das Loos der Fürstentöchter, von unbekanntem Fürsten gewählt zu werden. Sie kennen meistens den künftigen Gemahl nur dem Rufe nach, aber auch hier zeigt sich der höhere oder niedere Sinn der Erwählten in dem, was ihr dem Rufe nach liebenswürdig oder widerwärtig ist, und da so oft diese Anzeichen der weiblichen Jugend mehr Frivolität als Ernst und Besonnenheit bezeugen, war die Geistesrichtung der Prinzessin Cäcilie, in der die Bewerbung des Großherzogs um ihre Hand angenommen ward, gewiß ein vollgültiges Zeugniß ihrer edleren Natur. Der allgemeine Ruf hatte ihr im Großherzoge von Oldenburg einen Herrn von Kopf und Herz gemalt, ein warmes Herz für Land und Volk und alle Menschen, vorherrschende Neigung für Häuslichkeit und ungetheilte Achtung der edelsten der Fürsten Deutschlands. Sie erfuhr, daß dieser Ruf vollkommen gegründet

sei, und danach liebte und ehrte sie ihn wie einen langjährigen vertrauten Freund, wofür so manche rührende Beweise aus dieser frühesten Zeit ihres Brautstandes sprechen. Sie war damals erst drei und zwanzig Jahre alt. Man braucht kein raffinirter Menschenkenner zu sein, um sie aus diesem einzigen Zuge zu erkennen.

Etwa ein halbes Jahr nachher, das sie in Wien bei dem Prinzen Gustav von Wasa, ihrem Bruder, zubrachte, während welches sie den Großherzog unsern Herrn nicht persönlich näher kennen lernte, ward er ihr doch im Briefwechsel immer theurer, wie sie sich darüber oft mit großer Wärme äußerte. Es war ihr damals vergönnt, durch in Wien anwesende Oldenburger sich mehrseitig über den Großherzog, sich über Oldenburg, und was es unter ihm und seinem Vater geworden, genauer und umständlicher zu unterrichten, als es auf öf-

fentlichem Wege möglich ist, und wie Alles von ihr mit sorgfältiger Ordnung und denkendem Ernste behandelt wurde, waren zu diesen Unterhaltungen festgesetzte Stunden, mit Vermeidung aller Störungen, bestimmt.

Hier zeigte sich nun bald, wie jene Tugendkeime ihrer Kindheit sich auf's glücklichste entwickelt hatten. Der damalige Gehorsam des Kindes zeigte sich jetzt, in der blühenden, ernstest Jungfrau, zu einem, wenn sich so sagen läßt, eigenthümlichen Pflichttriebe erhöht, der ein charakteristischer Zug ihres Lebens geblieben ist. Sie schien immer neue und immer mehr Pflichten zu suchen und auf sich zusammen zu häufen, um die Freude der Pflichterfüllung aus dem seltensten Labebecher der Jugend, in großen, vollen Zügen zu trinken. Das zuvorkommende, freundliche Wohlwollen ihrer Kindheit war eine heilige Liebe geworden, in der man das dreizehnte Kapitel der

ersten Epistel an die Corinthier lebendig dargestellt zu sehn glauben mußte. Wie ließen sich die unzähligen täglichen, unwillkührlichen Aeußerungen dieser Liebe von der Zunge, von der Feder fordern! Man hat oft und viel ihre Wohlthätigkeit gepriesen und von den vielen Hungernden, die sie gesättigt, und Nackenden, die sie gekleidet hat, gesprochen, denn das trat gegen ihren Willen, in den Thränen der Dankbarkeit, an's Licht. Man vergaß aber dabei, daß die Wohlthätigkeit nur eine der vielen Aeußerungen jener innigen, bereits zur Lebensgewohnheit ausgebildeten Tugend der Liebe geworden war. Denn wie vermag doch der Mensch die Wirkung der bestgemeinten Gabe zu sichern! Subjectiv aufgefaßt, als Gesinnung und daraus fließender stätiger Wille, behauptet die Wohlthätigkeit ihren hohen Rang unter den sittlichen Vorzügen des Menschen.

So war die reine, innigste, tiefste Gottesvereh-
rung, im Gegensatze sowohl der selbstsüchtigen Fröm-
melei, als des kühlen, herzlosen Rationalismus, die
nur scheinbar Extreme sind, in dem edelfrommen
Gemüthe der Prinzessin Cäcilie eine Naturnoth-
wendigkeit geworden, ihrer edlen Natur. Nur mit
den Vertrautesten erging sie sich in dem Bedürfniß
der Betrachtung über die heiligsten Wahrheiten und
die wichtigste Angelegenheit des Menschen; aber noch
in ihren spätern Lebenstagen gehörte der Religions-
unterricht des Erbgroßherzogs, dem sie unausgesetzt
beiwohnte, zu den schönsten Stunden ihres Lebens,
„in denen sie für die letzten sammelte.“ — Diese in
ernster Prüfung und innigstem Gefühle zugleich be-
gründete Frömmigkeit hätte so nicht sich ausbilden
können, wenn nicht schon des Kindes Wahrheits-
liebe sich mit ihr zu jenem Geiste der Wahrheit
erhoben hätte, der dem Menschen die höchste irdische



Würde ertheilt, der ihn frei macht, frei von verblendender Leidenschaft, frei von unwürdigen Vorurtheilen und schnödem Wahn. Wahrheit, die eine Gesinnung ist, Wahrheit, die keine Nebenrücksicht, aus innerer Nothwendigkeit leidet, Wahrheit in Worten nicht blos, Wahrheit in selbstbewußten Gedanken, Gefühlen, im ernstesten Willen, im Richtigkeit der Pflicht, diese Wahrheit gegen Alle und gegen sich selbst, die verlieh ihr die Würde der sittlichen Freiheit. Ihre Liebe war daher eine Wahrheit. — Und so verherrlichte sich im Verbande dieser Tugenden in ihr auch das Gepräge der schönsten Seelen, das Vertrauen, das dem Kinde schon die waltende Liebe einer vortrefflichen Mutter einflößte, ein Vertrauen zu Gott und Menschen, zur Fügung, und allem Vorkommen, das gewöhnlichen Sterblichen nur Zweifel, ja Mißtrauen bringt. Diese, vom gewöhnlichen Menschenschlage oft so sehr

verkannte Himmelsgabe ist ein unschätzbare Lohn der Herzensreinheit der edelsten Menschen, und so war er es ihr. In den Wirren und Verdunkelungen des Weltlebens, wo der Mensch in seinem Dünkel zumeist der armen Weltklugheit vertraut und ihrem trügerischen Maßstabe, in der Armuth seiner Seele, da hatte sie einen unerschütterlichen Grund des Vertrauens an sich selbst und zu Allem, was nicht vor Gott verworfen ist. Vertrauen giebt und schafft Vertrauen. — Wer hätte nicht ihr vertraut mit ganzer Seele und nicht ihr sich hingegenben wie er ist, mit allen Mängeln und Gebrechen, die sie so edel zu schonen wußte, ihr, die in jeder, selbst in tadelnswerther Aeußerung Andern, ein lobenswürdiges Motiv zu finden und sie zu entschuldigen wußte! Ihr Vertrauen zu der Menschheit war Gottvertrauen! Es imponirte dem Klügling, es besserte den Besonnenen, den das Glück näher oder

ferner unter ihren wohlthätigen Einfluß gestellt hatte. Sie lehrte so den Sänger verstehn, der begeistert ausrief: „Selig, welchem Gott die Gabe des Vertrauens verlieh!“

Am glänzendsten ward ihr edles Vertrauen gerechtfertigt in der persönlichen nähern Bekanntschaft ihres Durchlauchtigen Gemahles, dem sie alsobald mit so wohlvorbereiteter Liebe zum Altare folgte. Gewiß selten wird ein so rein menschliches Fürstenpaar am Traualtare gesehen, wie es am 5. Mai 1831 von Kaiserlichem Glanze umgeben war. — Oldenburg kannte noch den unermesslichen Schatz hoher Tugenden nicht, den in seiner schönen jungen Gemahlin unser Landesvater ihm zuführte. Nur der Ruf war es, der ihr voranging, und von ihm jedes Gemüth belebt, Ihren Einzug zum freudigen Volksfest machte.

Es ist nicht leicht, was man so oft sagt und

doch so selten wahr gemacht sieht, daß ein Volk seine fremd gewesene Fürstin genau kennen und so lieben und verehren gelernt habe als sie es verdiente. Dem Menschen ist die Selbstliebe gegeben als ein Trieb zum Schutze gegen manche Angriffe im Leben, aber er wird im Einzelnen nur zu oft ein Maßstab zur Würdigung des Verdienstes Anderer. Ein langjähriger Friede ist, wie jedes große Glück, nicht leicht zu ertragen, das Unglück trägt sich sehr viel leichter. Der Mensch soll nicht zur Ruhe kommen, er will es aber auch nicht. Partheien und Meinungen, die in der Welt Unruhe genug hervorbringen, dringen auch in die friedlichsten kleinen Länder, und trüben die Ruhe der Gemüther; leichtsinnige Moderedner predigen ausländische Meinungen, verdunkeln mit philosophisch klingenden Phrasen die evidenteste Wahrheit; wer zuhört, fürchtet bald sein liebes Selbst so oder so gefährdet und wird bald

der Mann einer Parthei, er weiß nicht wie. Dennoch bricht durch solche Verfinsterung die Wahrheit siegreich durch, am ehesten in den wohlversorgten kleinern Staaten Deutschlands. In Oldenburg machte sie immer ihre hohen Rechte geltend. Fragt den Oldenburger, ob er seine Landesmutter erkannte? Thränen der Rührung um die Verewigte werden euch antworten.

Fragt, wenn ihr wollt, den Splitterrichter, der vornehm kalt spricht: Wer Mensch ist, hat auch Fehler! und mit dem Mikroskope sucht und nach Fehlern forscht. Oder fragt, wenn ihr wollt, den Mann des Zeitgeistes, ob auch hier Volks-Souverainität als höchstes Menschenrecht anerkannt, die Wahrheiten der Zeit als absolute Wahrheit anerkannt ward. Labt euch, wenn ihr könnt, an den Resultaten solcher Forschung.

Fragt ihr aber Diejenigen, die sie am Genauesten

kennen mußten, ihre Vertrautesten, ihren Gemahl und seine Kinder, oder Diejenigen, die ihres täglichen Umgangs gewürdigt waren, so werdet ihr erfahren, welche Früchte die Tugendkeime ihrer Kindheit getragen haben.

Wie nur die edlern Neigungen die unsrer verklärten Großherzogin waren, so gab es für sie auch keine größere Befriedigung als die, denselben in Andern, zumal in ihren Nächststehenden, zu begegnen. So war es mit der Neigung für die veredelndste, menschlich bildendste aller menschlichen Vereinigungen, die häusliche, das Familienleben. Darin begegnete sie ihrem Gemahl und darin beglückten sie sich gegenseitig, und dadurch ward ihr Einfluß auf die Großherzoglichen Kinder ein überaus wohlthätiger. Ja, er ward es für Alle, für den weiten Kreis, der ihm unterworfen war, theils mittelbar, theils unmittelbarer.



Die Großherzogin sah in ihrem Gemahle nicht bloß diesen, sondern immer auch ihren Herrn; die Liebe zu Jenem und die Unterwürfigkeit gegen Diesen waren aber nur ein Gefühl, wie Pflicht und Liebe der Edlern des Menschengeschlechts nur eins sind. Die Aufmerksamkeiten des ersten Unterthans und der liebevollen Gemahlin waren eins. Freilich war es nur sehr selten dem Auge eines dritten vorliegend, dann aber auch sehr deutlich sprechend.

Als die Großherzogin ihren zweiten Sohn, an dem ihre ganze Seele hing, den Prinzen August, verlor, in dem überwältigenden Schmerz der zärtlichsten Mutter, gedachte sie gleich des abwesenden Gemahls, dessen Rückkehr erwartet wurde, fürchtete, daß ihm die Nachricht dieses Verlustes auf nicht schonende oder erschreckende Weise durch's Gerücht zugetragen werden würde, daß er sich um sie beunruhigen könne, es war keine Zeit zu verlieren, der Reisewagen fuhr

vor, und jede persönliche Rücksicht nicht achtend, reifete sie dem Großherzoge entgegen. Man mußte sie dabei sehn, ihre abgebrochnen Aeußerungen der Liebe, Sorge, Pflichttreue vernehmen, um sie nach Würden zu verehren.

Ihren Stiefkindern war die Großherzogin die zärtlichste, sorgsamste Mutter, und ihre Liebe zu ihnen spiegelt sich fortwährend in der Gegenliebe und Verehrung derselben. Die Königin von Griechenland hing immer mit schwärmerischer, fast leidenschaftlicher Liebe an ihr; der Erbgroßherzog weiß und fühlt tief was sie ihm war; die Herzogin Friederike ist tief ergriffen von dem Gefühle, daß sie in dem Falle war, ihr wohl noch mehr als ihre Geschwister zu dem wärmsten Dank und der innigsten Verehrung verpflichtet zu sein, durch fortgesetzte Uebung in der Geistesbildung und so vielfältige Sorge um sie. Wem die erhebende Freude gegönnt



war, diese mütterliche Großherzogin zu beobachten, auf einer Reise im Interesse der noch sehr jungen Frau Tochter, wer Zeuge war ihrer peinlichen Sorge und unermüdeten Sorgfalt bei dieser Gelegenheit dem muß das sehr seltne Maasß der Lieb und Treu dieser edlen Frau unvergeßlich bleiben.

In dem hohen weiblichen Sinne unsrer verewigten Großherzogin lag es, daß sie ihr Bestes und Edelstes immer mit Sorgfalt der Welt verbarg, und ihre reine, tiefe Menschenliebe, selbst ihre Vorliebe für ihre Unterthanen, das sorgfältige Aufsuchen und liebeiche Entgegenkommen der stummen Armuth, die persönliche Sorgfalt in Erforschung der speciellen Bedürfnisse Dürftiger, wovon sich so viele Beispiele aufführen ließen, konnten lang jedem Auge verborgen bleiben. Wenn aber das Gefühl, in Anerkennung des Guten, Edeln, Schönen, überströmte bei ungewöhnlicher Veranlassung, dann schwieg bei ihr jede

andre Rücksicht, und in sonnenhafter, belebender Wärme trat die Landesmutter in ihr hervor, in dem verehrungswürdigsten Sinne des Wortes. Die Wenigen, die sich noch der Nachricht von Catharina Schnur zu Bleiderdingen im Fürstenthume Birkenfeld erinnern mögen (Mittheilungen *N^o 34*, 1843) werden die innige Erwärmung unsrer edeln Großherzogin für die eben so edle Erscheinung dieser Bäuerin begreifen. Sie erhielt bald darauf einen Schmuck von ungewöhnlicher Größe, ein geschmackvoll gearbeitetes goldnes Kreuz mit der Inschrift: „Der Jungfrau Catharina Schnur, „als Anerkennung ihrer menschenfreundlichen Wirk- „samkeit, geschenkt von ihrer Landesmutter und „Großherzogin Cäcilie von Oldenburg.“ — Die dankbar gerührte Empfängerin dieses Anerkennungszeichens hat ein Document ausgestellt, in dem sie, alles und jedes Verdienst um solches Geschenk

ablehnend und es allein der überraschenden Güte der hohen Geberin zuweisend, dasselbe dem bleibenden Andenken in ihrer Familie, und wenn sie mit dem letzten fernsten weiblichen Nachkommen derselben (jeden etwa unwürdigen ausgeschlossen) ausgestorben, der Kirche zu Bleiderdingen zu fortdauerndem Andenken widmet. — Wo ist ein Menschenherz, das bei solcher Gegenseitigkeit der Anerkennung sich der Nührung verschließen könnte!

Sie ist heimgegangen, unsre Landesmutter! Sie hat uns eine unschätzbare, bildende Erinnerung, sie hat uns Liebe und Verehrung hinterlassen für den Rest unsers Lebens.



